

Beitrag erschienen in:

Matthias Asche | Thomas Brechenmacher (Hg.)

Hier geblieben?

Brandenburg als Einwanderungsland vom Mittelalter bis heute

2022 – 262 S.

ISBN 978-3-86956-506-4

DOI <https://doi.org/10.25932/publishup-49936>

Universitätsverlag Potsdam

Empfohlene Zitation:

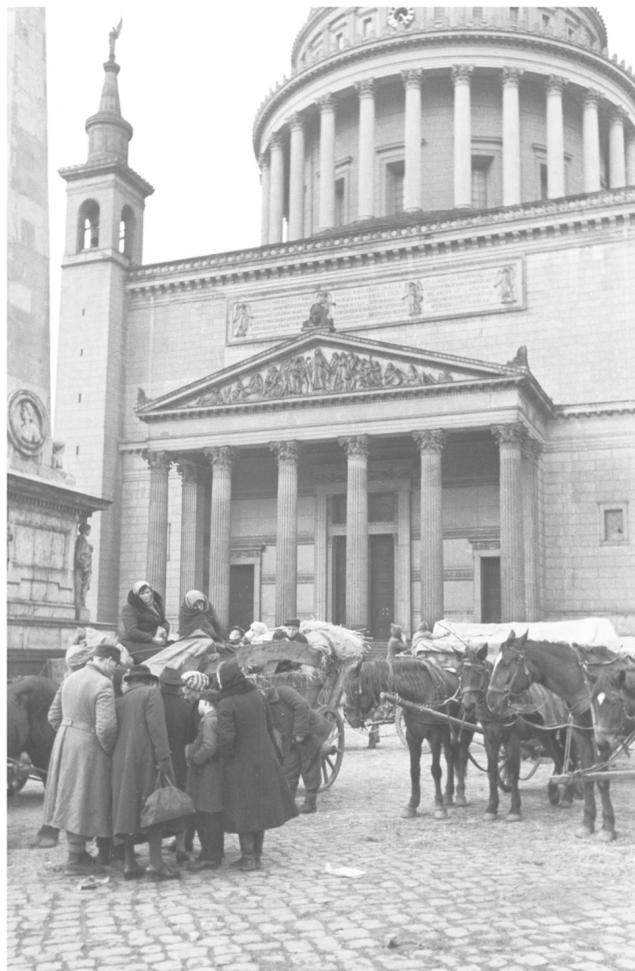
Marcia C. Schenck: Einwanderung aus den ›sozialistischen Bruderländern‹: Erinnerungen mosambikanischer MigrantInnen an die DDR, In: Matthias Asche, Thomas Brechenmacher (Hg.): Hier geblieben? Brandenburg als Einwanderungsland vom Mittelalter bis heute, Potsdam, Universitätsverlag Potsdam, 2022, S. 225–237.

DOI <https://doi.org/10.25932/publishup-54687>

Soweit nicht anders gekennzeichnet ist dieses Werk unter einem Creative Commons Lizenzvertrag lizenziert:

Namensnennung 4.0. Dies gilt nicht für zitierte Inhalte anderer Autoren:

<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>



Einwanderung aus den ›sozialistischen Bruderländern‹

Erinnerungen mosambikanischer MigrantInnen an die DDR

Marcia C. Schenck

Aus der gesamten sozialistischen Welt kamen Menschen zum Arbeiten, zur Ausbildung und zum Studium in das heutige Brandenburg. Entgegen weit verbreiteter Annahmen war die sozialistische Ära des 20. Jahrhunderts keine Zeit der Unbeweglichkeit und der Isolation. Vielmehr war sie von globalen Migrationsbewegungen und Wissenstransfers, von Waren-, Technologie- und Kapitalströmen gekennzeichnet, die vor allem entlang der sozialistischen Achsen verliefen. Afrikanische Länder wie Mosambik, die erst vor Kurzem ihre Unabhängigkeit erlangt hatten, versprachen sich eine Zusammenarbeit auf Augenhöhe mit sozialistischen Staaten wie der DDR, die ihnen als vergleichsweise unvorbelastet galten, da sie über keine koloniale Vergangenheit verfügten oder zumindest dem Imperialismus und Rassismus abgeschworen hatten.

ExpertInnen, Erziehende, Jugendbrigaden sowie technisches und militärisches Personal wurden von Norden nach Süden geschickt, während afrikanische SchülerInnen, Studierende, ArbeiterInnen, GewerkschaftlerInnen, JournalistInnen und Auszubildende gen Norden reisten. Diese jungen, unabhängigen Staaten, die dringend ausgebildete Arbeitskräfte aller Branchen zum Aufbau ihrer Nationalstaaten brauchten, waren daher auf temporäre Ausbildungs- und Arbeitsmigration in die sozialistische Welt, ob nach Kuba, in die DDR oder die Tschechoslowakei, angewiesen.

Das Verhältnis der DDR zu MigrantInnen war von einem Widerspruch zwischen Theorie und Praxis gekennzeichnet. In der Staatstheorie und im offiziellen Sprachgebrauch der DDR wurden sozialistische Werte wie »*proletarischer Internationalismus*« und »*Solidarität mit den Klassenbrüdern*« großgeschrieben.¹ Doch das gelebte Verhältnis vieler DDR-BürgerInnen zu den ›Bruderländern‹ und deren BürgerInnen blieb oft zwiespältig. Die Realität war von einem Sowohl-als-auch geprägt: von Trennung und

dem Überwinden von Grenzen, von Anziehung und Ablehnung des Fremden, von Liebe und Hass. Afrikanische MigrantInnen traten als Arbeitende und Lernende, aber auch als KonsumentInnen, FreundInnen, Liebende, Eltern und Reisende auf. Ihre überlieferten und erinnerten Erfahrungen, Gefühle, Träume und Meinungen bereichern heute unser Wissen über die Geschichte der Arbeits- und Bildungsmigration aus den ›sozialistischen Bruderländern‹ und über das gesellschaftliche Miteinander im realen Sozialismus. In diesem Beitrag steht deshalb weder die Partei noch der Staat und die einheimische Bevölkerung in der DDR im Mittelpunkt. Stattdessen soll es um die migrantische Perspektive gehen, um die Eindrücke und Erinnerungen der MigrantInnen, die als VertragsarbeiterInnen und SchülerInnen in die DDR und damit auch in das heutige Brandenburg kamen.²

Wie jedwede Art der Erinnerung ist migrantisches Erinnern eine formbare, interaktive und soziale Art des Gedenkens.³ Migrationserfahrungen in Ostdeutschland, wie sie sich 2014/15 präsentieren, sind von einer ganzen Reihe von Lebensabschnitten beeinflusst und daher mit Erfahrungen überformt, die allesamt das Erinnernte beeinflussen. Bei der Auswertung der heterogenen Lebensgeschichten ehemaliger MigrantInnen wird deutlich, dass das historische Erinnern ein fortwährender Prozess der Auseinandersetzung, Verhandlung und Verständigung ist. Im Folgenden werden zwei Migrationskontexte beleuchtet: die Arbeitsmigration und die Bildungsmigration von SchülerInnen aus Mosambik.

I. ARBEITSMIGRATION

Bei vielen VertragsarbeiterInnen oder ›ausländischen Werk­tätigen‹, wie ihre offizielle Bezeichnung in der DDR lautete, lässt sich nach der Rückkehr in die jeweiligen Heimatländer eine positive bis nostalgische – man könnte sagen: ›ostal­gische‹ – Erinnerungskultur verzeichnen. Ihre Erinnerungen handeln von Erfahrungen in einer nicht mehr reproduzierbaren Welt, die hier weder sozial noch politisch oder anderweitig validiert werden soll. Bevor wir den Gründen für diese Erinnerungskultur nachgehen, gilt es kurz zusammenzufassen, auf welche Weise Arbeitskräfte aus ›sozialistischen Bruderländern‹ in die DDR gelangten.

Die DDR schloss bilaterale Arbeits- und Ausbildungsverträge mit gleich mehreren sozialistischen Ländern: Polen (1963 und 1971), Ungarn (1967), Vietnam (1973 und 1980),



Abbildung 1: Ein Vierteljahrhundert nach dem Ende der DDR wird deren Flagge noch immer 8900 km weiter südlich in Maputo, der mosambikanischen Hauptstadt, gehisst. Diese Flagge ist ein Teil der öffentlichen Erinnerungskultur der Madjerman, wie die zurückgekehrten ArbeiterInnen in Mosambik genannt werden. Juma Madeira, ein ehemaliger Vertragsarbeiter, stand 2014 während einer Zusammenkunft ehemaliger VertragsarbeiterInnen stolz unter der Flagge. – Foto: Marcia C. Schenck

Algerien (1974), Kuba (1975), Mosambik (1979), der Mongolei (1982), Angola (1985), China (1986) und Nordkorea (1986).⁴ Diese Verträge erlaubten es Gruppen von VertragsarbeiterInnen, für die Vertragsdauer gemeinsam im Rotationsprinzip zu immigrieren. Für die DDR hatte die Anwerbung von Arbeitskräften aus anderen sozialistischen Staaten primär arbeitsmarktpolitische Gründe, auch wenn sie in der Öffentlichkeit gerne als Solidarität dargestellt wurde. Ausbildungsprogramme sollten den ›lebendigen sozialistischen Internationalismus‹ verkörpern. In dieser Hinsicht wurde die DDR auch nicht müde, den Unterschied ihrer ›willkommenen Gäste‹ zu den ›Gastarbeitern für Billiglohn‹ in der Bundesrepublik zu betonen. Für Staaten wie Mosambik dienten diese Programme dazu, die eigenen überstrapazierten Arbeits- und Ausbildungsmärkte zu entlasten. VertragsarbeiterInnen brachten Güter ins Land, halfen ein Pool für FacharbeiterInnen für die geplante Industrialisierung zu schaffen und federeten bis zu einem gewissen Grad auch das Anwachsen der Staatsschulden ab. Die Beweggründe der MigrantInnen selbst waren komplex: Der Wunsch, der Arbeitslosigkeit

zu entgehen oder eine Beschäftigung im informellen Sektor gegen eine reguläre Beschäftigung einzutauschen, war häufig zentral, ebenso das Bedürfnis, eine Berufsausbildung zu erhalten. Weiterhin sahen viele in der temporären Migration eine Chance, bewaffneten Konflikten, Armut und Hunger zu entfliehen, aber auch Europa kennenzulernen.⁵

Der Anteil ausländischer ArbeiterInnen in der DDR betrug selbst zum Höhepunkt im Jahre 1989 nur 1,4 % aller Beschäftigten im produzierenden Gewerbe, während der AusländerInnenanteil in der DDR insgesamt nur bei ca. 1 % lag.⁶ 1989 befanden sich 190 400 AusländerInnen in der DDR, wovon mehr als 93 000, also knapp die Hälfte, als VertragsarbeiterInnen vorübergehend im Lande waren. Die politische Wende führte zur Rückkehr der überwiegenden Mehrheit der VertragsarbeiterInnen in ihre jeweiligen Herkunftsstaaten. Im Ganzen verblieben am 31. Dezember 1990 nur noch 38 000 ausländische ArbeitnehmerInnen auf dem Gebiet der ehemaligen DDR.⁷ 2006 lebten noch etwa 20 000 ehemalige VertragsarbeiterInnen in Deutschland. Dazu zählten auch die ca. 100 MosambikanerInnen, die in Brandenburg über einen gesicherten Aufenthaltsstatus verfügten.⁸

Ibraimo Albertos erste transkontinentale Reise führte ihn Anfang der 1980er Jahre nach Ost-Berlin.⁹ Wie zwei seiner Schulfreunde beschloss er, die sich ihm bietende Gelegenheit wahrzunehmen und in die DDR auszuwandern, um dort eine Ausbildung aufzunehmen. Er lebt bis heute in Deutschland.

Aus Abbildung 2 wird deutlich, dass Ibraimo, wie viele seiner mosambikanischen FreundInnen in Ost-Berlin, professionelle Porträts in Fotostudios anfertigen ließ, um seine Erlebnisse für die Daheimgebliebenen zu dokumentieren. In diesen Darstellungen inszenierten Ibraimo und die anderen jungen ArbeiterInnen genau das Leben, das sie sich selbst erträumten. Sie wollten Bilder von erfolgreichen jungen Männern und Frauen nach Hause schicken, die es sich leisten konnten, die neueste modische Kleidung zu kaufen, sich mit Konsumgütern und weißen FreundInnen zu umgeben, kurz: Sie wollten ihren materiellen und sozialen Erfolg belegen. Fotos, die die Realität zeigten, wurden dagegen selten verschickt, nicht zuletzt, weil in den Betrieben oft nicht fotografiert werden durfte. Verschwiegen wurden etwa die harte Fabrikarbeit im Schichtsystem, die Dunkelheit und Kälte, das ungewohnte Essen und der Kampf, nach nur wenigen Deutschstunden am Arbeitsplatz und in der Freizeit zu kommunizieren.

Gerade zu Beginn seines Aufenthalts fühlte Ibraimo sich sehr fremd. Der Kulturschock und die Arbeitsbedingungen im Fleischkombinat Berlin führten dazu, dass

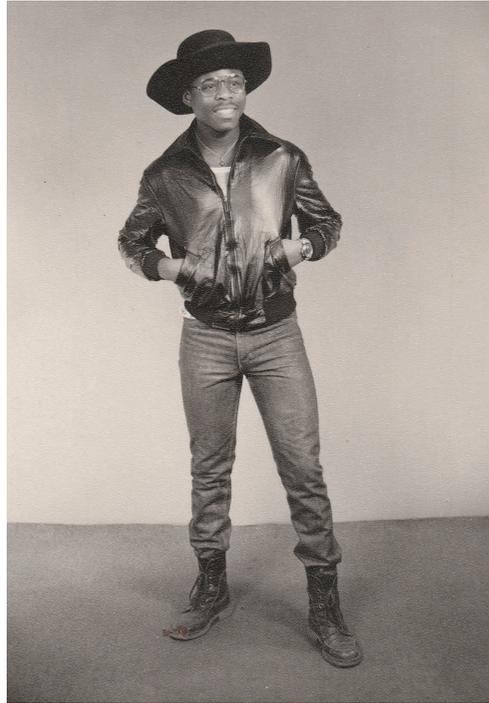


Abbildung 2: Als achtzehnjähriger Teenager kam Ibraimo Alberto 1981 aus Mosambik in die DDR, um zu arbeiten und einen Beruf zu erlernen. Er ist bis heute geblieben. Diese Fotografie zeigt ihn als Cowboy, bereit den wilden Osten zu erkunden. Bis heute trägt er gerne Hut, auch auf dem Cover seiner Autobiografie »Ich wollte leben wie die Götter« (2014). – Abdruck erfolgt mit freundlicher Genehmigung von Ibraimo Alberto.

er am liebsten sofort wieder nach Hause zurückgekehrt wäre. Er hatte jedoch einen Traum: Er wollte Boxen lernen. Zwei Monate nach seiner Ankunft in der DDR begann er, diesen Traum wahr werden zu lassen. Das Boxen gab seinem Leben einen Sinn und forderte ihn in einer Weise körperlich und mental heraus, wie dies seine Arbeit nicht konnte. Beim Boxen fand er auch ein soziales Netz von Teamkollegen und Trainern, auf das er sich verlassen konnte. Seine Brigade im Fleischkombinat bestand zwar aus ArbeiterInnen verschiedener Nationalitäten (darunter MosambikanerInnen, MongolInnen, PolInnen und Deutschen), aber obwohl die Beziehungen im Allgemeinen freundschaftlich waren, saßen in der Pause alle mit ihren eigenen nationalen Gruppen in der Betriebskantine. Solche gesellschaftlichen Barrieren wurden für Ibraimo beim Sport abgebaut. Sein deutscher Trainer und die anderen Boxer aus seinem Verein standen hinter ihm und schützten ihn vor rassistischen Übergriffen, denen er sich auch beim Sport ausgeliefert sah.

Die Wirren der Wiedervereinigung brachten Ibraimo nach Brandenburg, genauer nach Schwedt. Ibraimo boxte nun für den *Uckermärkischen Boxverein 1948 Schwedt e.V.*,

und er heiratete Birgit, eine Krankenschwester, die er im Herbst 1989 nach einem Boxunfall im Schwedter Krankenhaus kennengelernt hatte. Anfang der 1990er Jahre begann Ibraimo für die Stadt Schwedt als Übersetzer und Berater für Geflüchtete und AsylbewerberInnen zu arbeiten und studierte schließlich Soziale Arbeit in Potsdam. Das Leben in Schwedt erwies sich jedoch im Laufe der Zeit als immer schwieriger für Ibraimo und seine wachsende Familie. Nachdem eine Gruppe von Neonazis gedroht hatte, seinen Sohn zu töten, war für Ibraimo und seine Familie das Maß voll. Sie verließen die Stadt, um im ›Westen‹ eine – in Ibraimos Worten – »innerdeutsche Zuflucht«¹⁰ zu finden. In Karlsruhe fingen sie ein neues Leben an, doch die Ehe zerbrach, und Ibraimo kehrte nach Berlin zurück, wo er bis heute als Sozialarbeiter mit Geflüchteten arbeitet und sich in der Anti-Rassismus-Arbeit engagiert.

Anders als Ibraimo kehrte die Mehrzahl der VertragsarbeiterInnen nach Ablauf ihrer Verträge beziehungsweise nach der Wende in ihre Heimatländer zurück. Anfangs blickten viele MigrantInnen voller Hoffnung und Vorfreude der Heimkehr entgegen. Sie träumten von einem Leben in Arbeit, das es ihnen ermöglichen würde, eigene Häuser zu bauen, Familien zu gründen und dabei zur wirtschaftlichen Entwicklung ihres Landes beizutragen. Doch die vielerorts vorherrschende politische Instabilität, die bis hin zu bewaffneten Konflikten reichte, ließen das ursprüngliche Ziel des Systems bilateraler Arbeitsmigration, FacharbeiterInnen für die Rückkehr in ihre Heimatländer auszubilden, in weite Ferne rücken. Die RückkehrerInnen sahen sich Regierungen gegenüber, die weder die Mittel noch überhaupt das Interesse hatten, ihnen angemessene Arbeitsplätze und Sicherheit zu bieten, geschweige denn die einbehaltenen Lohnanteile auszuzahlen. So wurde das Ersparte schnell verbraucht, mitgebrachte Ware musste verkauft werden, und für viele begann ein Leben im expandierenden informellen Sektor einer Wirtschaft am Übergang vom Sozialismus zum Kapitalismus. Der Verlust von materiellen Gütern ging für viele RückkehrerInnen mit einem Verlust ihres sozialen Status einher. Hinzu kamen verloren gegangene Verbindungen nach Ostdeutschland, wo einige von ihnen Kinder und LebenspartnerInnen hatten zurücklassen müssen. Die Erfahrung des wirtschaftlichen, sozialen und politischen Verlusts, die die Mehrheit der RückkehrerInnen in den 1990er Jahren machte, dominiert bis heute ihre Wahrnehmung der Arbeitsmigration.

In ihren Heimatländern erlebten die RückkehrerInnen nun den Zerfall des Staatssozialismus mit einer von ihren Erfahrungen im ›realen Sozialismus‹ der DDR geprägten Denkweise. Insbesondere maßen sie ihre aktuelle Situation an dem Versorgungsgrad mit öffentlichen Gütern und Dienstleistungen, den sie aus der DDR

gewohnt waren, wo öffentliche Verkehrsmittel, ein funktionierendes Gesundheitssystem, regelmäßige Gehaltszahlungen, subventionierte Mieten und Grundnahrungsmittel an der Tagesordnung waren und der Staat darüber hinaus eine Vielzahl von Freizeitaktivitäten förderte. Diese sozialistischen Kosmopoliten forderten nun Verbesserungen ihrer Lebensbedingungen in Mosambik. Noch lange, nachdem die jeweiligen Regierungen ihre marxistisch-leninistische Orientierung aufgegeben hatten, bewahrten sich die ehemaligen ArbeitsmigrantInnen Überbleibsel des Sozialismus in ihrem Denken und Handeln.¹¹

II. AUSBILDUNGSWANDERUNGEN VON SCHÜLERINNEN

Auch viele der mosambikanischen SchülerInnen, die in Staßfurt zur Schule gegangen sind und eine Lehre abgeschlossen haben, erinnern sich heute gern zurück.

Ende der 1970er Jahre wurde die Idee einer *Schule der Freundschaft (SdF)* in Führungskreisen der Mosambikanischen Befreiungsfront *FRELIMO* diskutiert. Präsident Samora Machel (1975–1986) beabsichtigte so, qualifizierte und sozialistischen Idealen verpflichtete ArbeiterInnen für sein junges Land ausbilden zu lassen. Getreu der marxistisch-leninistischen Doktrin galt die Arbeiterklasse auch in Mosambik als Trägerin der Revolution – war jedoch in der Realität verschwindend klein.¹² Ende der 1970er Jahre griff die SED-Führung die Idee einer Schule der Freundschaft auf, da sie den Anspruch erhob, die sozialistische Entwicklung der Brudervölker‹ zu fördern. Gleichzeitig verfolgte sie auch wirtschaftliche Interessen in Mosambik. Tomás Justino Django, der die *SdF* ab 1982 besuchte, erinnert sich wie viele andere auch an seine Ankunft wie an einen Traum:

»Ich war so beeindruckt und glücklich über das, was ich sah; es schien alles ein Traum zu sein. [...] Es gab einen Speisesaal, eine Klinik, eine Waschküche, einen Sportplatz im Freien und eine Bibliothek. Es gab nichts Vergleichbares in der Welt, die ich bisher gesehen oder nur erträumt hatte. Ich fragte mich: Für wen sind all diese hochwertigen Dinge? Der Tag der Antworten kam. Zu Beginn des Schuljahres sagten sie: ›All das, was uns hier umgibt, ist dem Bemühen zweier Völker zu verdanken, ein einziges Ziel zu verwirklichen: die Erziehung des Neuen Menschen. Eure Aufgabe ist es zu lernen und immer zu lernen.«¹³

Die Überschwänglichkeit von Tomás' Erinnerungen muss in den Kontext seiner früheren Schul- und Lebenserfahrungen und seiner Herkunft aus bescheidenen Verhältnissen gesetzt werden. Seine Erinnerungen wie die anderer RückkehrerInnen auch ist entscheidend geprägt von Erfahrungen, die er nach seiner Rückkehr mit mosambikanischen Schulen machte.

Warum mussten 900 junge MosambikanerInnen Tausende von Kilometern gen Norden reisen, um in Staßfurt zu FacharbeiterInnen ausgebildet zu werden? Für den *FRELIMO*-Führungskreis kam die Gründung einer solchen Schule in Mosambik schon allein aufgrund des anhaltenden Bürgerkrieges, fehlender Betriebsstätten vor Ort und einer allgemein angespannten Finanzlage nicht in Frage. Die *SdF* sollte eine Vision der wissenschaftlich-marxistischen Zukunft Mosambiks verkörpern, in der ›Tribalismus‹, ›Okkultismus‹ und ›schlechte Arbeitsmoral‹, gegen die die Parteiführung gerne wettete, keinen Platz mehr hatten und mosambikanische Traditionen höchstens noch im Rahmen von Folkloredarbietungen vorkamen. Die wenigen hundert Quadratmeter eines idealisierten Mosambiks, als die sich der Campus verstand, waren ganz dem sozialistischen Unterfangen der Erziehung des ›Neuen Menschen‹ gewidmet.¹⁴

Unabhängig von den Erfolgen und Misserfolgen dieses Bildungsexperiments beeinflussten der Übergang vom Sozialismus zur Marktwirtschaft und die damit einhergehenden politischen und sozialen Veränderungen in der zweiten Hälfte der 1980er Jahre die Wiedereingliederung der AbsolventenInnen in die mosambikanische Gesellschaft. Anstatt in den verschiedenen Berufen zu arbeiten, für die sie ausgebildet worden waren, wurden die AbsolventInnen bei ihrer Ankunft kollektiv zum Militärdienst eingezogen. Tomás erinnert sich ungläubig: »*Ich kehrte voller Hoffnung und Wissen, das ich auf der anderen Seite gesammelt hatte, in mein Geburtsland zurück. Ich war sehr verwundert, als ich aus diesem Traum als Soldat erwachte.*«¹⁵ Desillusionierte und traumatisierte RückkehrerInnen, die darauf trainiert worden waren, dem Staat bestimmte Lebensentscheidungen abzutreten, mussten sich nun eigenverantwortlich in einem fremd gewordenen Land durchkämpfen. Sie kämpften mit der Anpassung an die mosambikanische Gesellschaft, die ihnen oft Neid und Bitterkeit entgegenbrachte und sie – ähnlich wie die VertragsarbeiterInnen – beschuldigte, das Land während des Krieges verlassen zu haben und nun eine Vorzugsbehandlung für sich zu beanspruchen. Bei allen Rückschlägen hatten die intensive Schulzeit und die Lehrjahre in der *SdF*-Gemeinschaft jedoch eine starke Gruppenidentität hervorgebracht. Diese Gruppe zeichnet sich durch geteiltes Sozialkapital und migrantisches Wissen aus.¹⁶ Bis heute pflegen viele *SdF*ler ihre Kontakte innerhalb der Gruppe, die sie als große

Familie wahrnehmen, und helfen sich gegenseitig in verschiedenen Alumni-Organisationen.

FAZIT

Abbildung 3¹⁷ zeigt wieder eine DDR-Flagge, die, genau wie die zu Beginn erwähnte, ebenfalls Jahrzehnte nach dem Ende der DDR in Maputo ausgestellt wird. Zum einen dient die Flagge als privates Erinnerungsstück an eine Jugend in einer anderen Welt.



Abbildung 3: Das Innere des Hauses eines ehemaligen Vertragsarbeiters, in dem zahlreiche Gegenstände an seinen Aufenthalt in der DDR erinnern. Dieses aktive, private Erinnern der Migrationserfahrung anhand von Objekten ist Teil des Lebens vieler RückkehrerInnen. – Abdruck mit freundlicher Genehmigung von Malte Wandel

Zum anderen erfüllt sie eine politische Funktion wie eingangs bei Juma Madeira im Park der Madjerman, wo sie nicht nur ein Territorium markiert, sondern auch zu Protesten heruntergenommen und mitgeführt wird, um die Regierung an ihre gebrochenen Versprechen zu erinnern. Somit wird die Flagge der DDR zu einem Symbol der Kritik an der anhaltenden Ungleichheit und Prekarität in Mosambik umfunktioniert.

Für viele MosambikanerInnen war der Aufenthalt in der DDR prägend für ihre Vorstellung von der ›Moderne‹, verstanden als ein Versprechen auf Wohlstand, Gleich-

heit, Fortschritt, politische Stabilität und wirtschaftliche Entwicklung. Häufig blendeten sie dabei politische Repressalien, Kontrolle und Überwachung aus, die sie in der DDR erleben mussten. Diese Vorstellung von ›Modernität‹ setzt sich außerdem von ihren oftmals traumatischen Erfahrungen während der Bürgerkriege in ihren Heimatländern ab, von der (meist) gescheiterten Reintegration in Nachkriegsgesellschaften und ihrer ökonomischen Marginalisierung.

MigrantInnen aus sozialistischen ›Bruderstaaten‹ waren in der gesamten DDR anzutreffen, so auch in Brandenburg. Die Mark schmückt sich gerne mit einer langen Tradition der Toleranz. In der jüngeren Vergangenheit diente dies auch der Abgrenzung zu den ausländerfeindlichen und rassistisch motivierten Gewalttaten der 1990er Jahre. Meist wird dabei auf das Toleranz-Edikt von Potsdam im Jahre 1685 hingewiesen, mit dem der Große Kurfürst die rechtliche Grundlage für die Ansiedlung französischer Hugenotten schuf. Dies geschah allerdings nicht aus bloßer Nächstenliebe, sondern ebenso aus ökonomischem und politischem Kalkül. Ethische, aber eben auch utilitaristische Motive spielten von jeher eine Rolle bei der Steuerung von Migration. So ist es nicht überraschend, dass die Erfahrungen und Erinnerungen der VertragsarbeiterInnen und SchülerInnen in Brandenburg und der DDR, die hier dargestellt wurden, sich in einem Spannungsfeld verorten zwischen dem Gefühl willkommen zu sein auf der einen und dem Bewußtsein, vom System in die Schranken der staatlich gesteuerten Migration verwiesen zu werden, auf der anderen Seite. Die ›Solidarität‹ mit den ehemaligen Kolonialstaaten und der beschworene ›sozialistische Internationalismus‹ mit ArbeiterInnen auf der ganzen Welt waren die vorherrschenden Maxime in der DDR und galten somit auch für das Selbstverständnis des Einwanderungslandes Brandenburg. Wie sich die damaligen Bezirke Cottbus, Frankfurt an der Oder und Potsdam tatsächlich in Bezug auf die temporäre Einwanderung von MigrantInnen aus ›sozialistischen Bruderländern‹ einstellten, bleibt jedoch ein weit offenes Forschungsfeld.

Anmerkungen

- 1 KLETZIN 2004, S. 232f.
- 2 Der Beitrag basiert auf Feldforschungen in Angola, Mosambik und Deutschland, in deren Verlauf ich insgesamt 268 *Oral History*-Interviews geführt und Recherchen in zahlreichen staatlichen, nichtstaatlichen und privaten Archiven durchgeführt habe. Das Quellenmaterial habe ich in meiner Doktorarbeit bereits ausführlicher analysiert: siehe SCHENCK 2017.
- 3 Für einen Überblick siehe WESTERMANN/ERDUR 2020.
- 4 KUCK 2003 2003, S. 272.
- 5 SCHENCK 2016.
- 6 GRUNER-DOMIC 1996, S. 229.
- 7 MARBURGER 1993, S. 32.
- 8 BERGER 2006, S. 36.
- 9 Die folgende Darstellung basiert auf Interviews der Autorin mit Ibraimo Alberto am 06.05.2019 und 12.06.2019 in Berlin sowie auf der Lektüre seiner Autobiographie, siehe ALBERTO/BACHMANN 2014.
- 10 Vgl. die vorangehende Anm.
- 11 Zur Diskussion der daraus resultierenden Nostalgie der Arbeiter hinsichtlich ihrer Zeit in Ostdeutschland siehe SCHENCK 2018.
- 12 TULLNER 2005, S. 100.
- 13 Übersetzung der Autorin. DJANGO 2005, S. 234.
- 14 TULLNER 2005, S. 103–05.
- 15 DJANGO 2005, S. 237.
- 16 SCHENCK 2020, S. 43.
- 17 Für dieses und ähnliche Bilder siehe WANDEL 2012.

LITERATUR

- IBRAIMO ALBERTO/DANIEL BACHMANN, Ich wollte leben wie die Götter. Was in Deutschland aus meinen afrikanischen Träumen wurde, Köln 2014.
- ALMUTH BERGER, Annäherungen – Bericht der Ausländerbeauftragten des Landes Brandenburg, Potsdam 2006.
- TOMÁS JUSTINO DJANGO, Moçambique – Alemanha, Ida e Volta, in: ULF-DIETER KLEMM (Hg.), Moçambique – Alemanha, Ida e Volta. Vivências dos moçambicanos antes, durante e depois de estadia na Alemanha, Maputo 2005, S. 233–238.
- SANDRA GRUNER-DOMIC, Zur Geschichte der Arbeitskräftemigration in der DDR: Die bilateralen Verträge zur Beschäftigung ausländischer Arbeiter (1961–1989), in: Internationale Wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der Deutschen Arbeiterbewegung 32 (1996)/II, S. 204–230.
- BIRGIT KLETZIN, Sozialistische Vertragsarbeiter in der DDR. Zwischen proletarischem Internationalismus, sozialistischer Nation und Abgrenzung, in: DIES. (Hg.), Fremde in Brandenburg. Von Hugenotten, sozialistischen Vertragsarbeitern und rechtem Feindbild, Münster/Hamburg/London 2004, S. 230–257.
- DENNIS KUCK, »Für den sozialen Aufbau ihrer Heimat«? Ausländische Vertragsarbeitskräfte in der DDR, in: JAN C. BEHRENDTS/THOMAS LINDENBERGER/PATRICE G. POUTRUS (Hgg.), Fremde und Fremd-Sein in der DDR. Zu historischen Ursachen der Fremdenfeindlichkeit in Ostdeutschland, Berlin 2003, S. 271–281.
- HELGA MARBURGER, »Und wir haben unseren Beitrag zur Volkswirtschaft geleistet«. Eine aktuelle Bestandsaufnahme der Situation der Vertragsarbeitnehmer der ehemaligen DDR vor und nach der Wende, Frankfurt am Main 1993.
- MARCIA C. SCHENCK, From Luanda and Maputo to Berlin. Uncovering Angolan and Mozambican Migrants' Motives to Move to the German Democratic Republic (1979–1990), in: African Economic History 44 (2016), S. 203–234.
- MARCIA C. SCHENCK, Socialist Solidarities and their Afterlives. Histories and Memories of Angolan and Mozambican Migrants in the German Democratic Republic, 1975–2015, Dissertation, Princeton University 2017.
- MARCIA C. SCHENCK, A Chronology of Nostalgia. Memories of former Angolan and Mozambican Worker Trainees to East Germany, in: Labor History 59 (2018)/III, S. 352–374.

- MARCIA C. SCHENCK, *Small Strangers at the School of Friendship. Memories of Mozambican School Students to the German Democratic Republic*, in: ANDREA WESTERMANN/ONUR ERDUR (Hgg.), *Histories of Migrant Knowledge. Transatlantic and global Perspectives*, Washinton D.C. 2020, S. 41–59.
- MATHIAS TULLNER, *Das Experiment ›Schule der Freundschaft‹ im Kontext der mosambikanischen Bildungspolitik*, in: HANS-JOACHIM DÖRING/UTA RÜCHEL (Hgg.), *Freundschaftsbande und Beziehungskisten. Die Afrikapolitik der DDR und der BRD gegenüber Mosambik*, Frankfurt am Main 2005, S. 100–109.
- MALTE WANDEL, *Einheit, Arbeit, Wachsamkeit. Die DDR in Mosambik*, Heidelberg/Berlin 2012.
- ANDREA WESTERMANN/ONUR ERDUR (Hgg.), *Histories of Migrant Knowledge. Transatlantic and Global Perspectives*, Washinton D.C. 2020

Marcia C. Schenck ist Professorin für Globalgeschichte an der Universität Potsdam.